

Dramatische Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Hier Mutter!“ sagte die Mutter. „Guten Tag, Bubi, hast du gut geschlafen, und siehst du auch, wie wunderschön heute die Welt ist und wie golden die Sonne scheint?“

„Ja,“ sagte der kleine Junge, „ich glaube, der Regen gestern hat sie gewaschen, und diese Nacht habe ich geträumt, daß du wie eine Sonne strahlst, Mutter, aber nur für zwanzig Minuten, und wenn ich groß bin und zaubern kann, dann zaubere ich einen großen Garten voll Blumen, ganz schöne hohe Blumen, und du und ich, wir sind die allerschönsten Blumen und stehen ganz nah zusammen und schauen uns immer an und gehen nie voneinander fort. Würdest du dann glücklich sein, Mutter?“

„Ja,“ nickte die Mutter.

„Nun ist das Gespräch fertig,“ sagte der kleine Junge, „ade, auf Wiedersehn und kommen Sie bald wieder! Du kannst das Hörrohr hinlegen. Ich stecke das meine in die Tasche, alle Männer haben etwas in den Taschen, und wenn ich fünf Jahre werde, Mutter, wünsche ich mir einen Anzug mit vielen Taschen wie der Vater. Und dann stecke ich in jede etwas hinein wie der Vater; freust du dich dann, Mutter, wenn es so interessant wird mit den vielen Sachen und ich dir alles erkläre? Werde ich den Anzug mit den hundert Taschen bekommen? Sage ja, Mutter!“

Die Mutter lachte: „Hundert werden es gerade nicht sein; aber in die Hosentaschen!“

bekommst du ganz bestimmt zwei Taschen!“

„Nun wollen wir ein Konzert machen, Mutter,“ sagte der kleine Junge, und er nahm zwei Holzstäbchen und gab seiner Mutter auch zwei: „Sieh, so mußt du streichen wie die Herren bei der Musik, die wir gestern gesehen haben, und dann wollen wir singen: ‚Bidibum, bidibum, das ist eine Lustigkeit; bidibum, das ist ein schönes Leben!‘“

Da sangen sie beide das Lied und strichen auf ihren Geigen dazu; ein goldgelber Schmetterling aber setzte sich dem kleinen Jungen auf seine Geige. Da hielt er die sonnenbraunen Händchen reglos und schaute in beglückter Andacht auf den Falter und fragte leise: „Ist er zu mir gekommen, Mutter, weil er mich lieb hat und ich so schön die Geige spielen kann?“

„Ja,“ sagte die Mutter.

„Nun bin ich müde,“ sagte der kleine Junge, als das Sommervöglein sich auf die nächsten Blumen gesetzt, „nun haben wir wirklich viel geschafft heute!“

Und er legte sein Köpfchen auf den Schoß der Mutter. „Willst du mich auch sicher beschützen, Mutter, wenn ich schlafe, ja? Und willst du unterdessen auch sicher aufpassen auf mein Schönland?“

Dann schlief er lächelnd ein auf der blumigen Wiese, über der sich der Sommerhimmel so tiefblau wölbte. Dankbar schauten die Augen der Mutter in ihr Schönland, und sie faltete ihre Hände über dem Knaben.

Dramatische Rundschau IV.

Durch ein Gastspiel von Kräften des Berner Stadttheaters ist St. Gallen, das im vergangenen Winter wegen der Ungunst dieser Kriegszeit auf einen regelmäßigen Theaterbetrieb hatte verzichten müssen, noch zu einer Uraufführung gekommen, indem daselbst im vergangenen Monat Victor Hardungs dreiaktiges Drama „Heimkehr“ unter aufrichtigem Beifall über die Bretter ging. Schon zwei frühere Werke dieses in den Mauern der Gallustadt lebenden Dichters sind am dortigen Stadttheater aus der Taufe gehoben worden: die dramatische Dichtung „Sälbe“ und das Lustspiel „Ryndippe“.

Und vor einigen Jahren hat eine große Bühne des Deutschen Reiches, das königliche Hoftheater in Dresden, einem neueren Drama Victor Hardungs, der „Godiva“, gastlich seine Pforten geöffnet*). Wenn trotzdem dieser mit höchsten Aufgaben ringende Dichter in weiten Kreisen noch nicht die Anerkennung gefunden hat, die er verdient, so mag die Schuld daran zu einem Teil im Wesen seiner tiefgedanklichen, dem oberflächlichen Genuß sich verschließenden Kunst selbst begründet sein. Davon macht auch die mit dem schweizer-

*) Vgl. über „Godiva“ den Essay von Dr. Eugen Biegler in unserer „Schweiz“ XVII 1913, 47/50.

rischen Schillerpreis ausgezeichnete „Heimkehr“ keine Ausnahme, kommt doch gerade in diesem Bühnenwerk Hardungs die Abkehr vom Individuellen zum Typischen, zum reinen Stildrama, besonders stark zum Ausdruck*).

Die äußere Handlung, die Hardung nur so weit interessiert, als sie ihm zur Einkleidung seiner Symbole dient, ist der Geschichte Portugals entnommen. In jenem König Sebastian, der seit der unglücklichen Mauren Schlacht von Alkazar verschwunden blieb und einer Reihe von Abenteurern Anlaß gab, als falsche Sebastiane aufzutreten, hat der Dichter die Verkörperung der Tragik des zu spät Heimkehrenden, der Heimat Entfremdeten und in letzter Linie des Symbols der Heimkehr zur eigenen Seele gefunden. In einer Wallung jugendlichen Heldentums, das sich den Preis des Lebens erst durch ruhmvolle Taten verdienen möchte, aber unter sträflicher Verkennung menschlicher Gesetze hat sich Sebastian an seinem Krönungs- und Hochzeitstage von der ihm eben angetrauten Gattin losgerissen und geschworen, ihrem Lager nicht eher zu nahen, als bis er den drohenden Berber in der Schlacht besiegt hat. Aber er, den „ein weißes Gewölke von Segeln“ ihrem Blick entführt hat, ist nicht zurückgekehrt. Nur einen wüsten Leichnam, dessen Gesicht durch Pferdehufe zermalmt worden ist, hat der Feind nach der Schlacht herausgegeben, der als der tote König Sebastian in Ceuta beigelegt wird. Die verlassene Königin hat ihre Hand und damit das Reich an Philipp von Kastilien gegeben. Aber Gerüchte, daß der totgeglaubte König Sebastian noch lebe, lassen dem neuen Herrscher keine Ruhe und bestimmen ihn, den Leichnam von Ceuta nach Schloß Belom schaffen und dort mit fürstlichem Gepränge in der Königsgruft bestatten zu lassen. Eben am Abend vor dieser düstern Feier kehrt Sebastian, der fünf Jahre lang in feindlicher Gefangenschaft geschmachtet hat, zur Küste der Heimat zurück. Aber statt, wie er vermeint, Weib und Reich in Besitz zu nehmen, findet er das Erbe bereits verteilt; denn:

„... herrenlos bleibt nichts auf dieser Erde,
Und was gestorben ist, das hat kein Recht mehr
An diesem dunkeln Stern — was je
Besitz ihm schien, ward eines Andern Gut.“

Hier beginnt das eigentliche Drama: die Auseinandersetzung zwischen Sebastian und der Königin. In Versen, deren Sprache ganz die tieftragische Stimmung dieser Begegnung atmet, ist die Handlung durchgeführt. Zwei Menschen, die durch eigene Schuld — denn auch die Königin hat ihrer eigenen Seele nicht Treue gehalten — sich „hier auf dieser Erde schon im Schattenreich begegnen“, stehen vor uns und sprechen die Bitterkeit solchen Loses in erschütternden Worten aus. Das, was dem zu Unrecht Auferstandenen einzig frommt, die Rückkehr ins Dunkel, wird durch den verräterischen Freund Antonio vollführt, der, selbst von ehrgeizigen Plänen erfüllt, den wirklichen König Sebastian vor dem Grabe erdolcht, in das eben der falsche gelegt werden soll. Die Königin, die ein Erbe an den Kastilier gegeben hat, das ihr nie gehörte, nimmt den Schleier, und Portugal gehört sich wieder selbst, befreit durch den aus der Schmach der Welt Heimgekehrten, „zu seines Wesens ewigem Reich Erstandenen“.

In düstere Farben, die an das dunkle Kolorit alter spanischer Meister erinnern, ist die ganze Dichtung getaucht, deren tiefste Deutung mir in dem Ausspruch Sebastians enthalten zu sein scheint:

„Wer schaut und schweigt in dieser Welt, der
kehrt
Zu seiner Seele heim. Vernimmt sie nimmer,
Die draußen stehn und Gottes Tag vertun.
Und ist allein.“

Daß ein Werk von so ausgeprägtem Stil an die szenische Darstellung gewaltige Anforderungen stellt, braucht nicht besonders betont zu werden. Soweit die Hauptrollen in Frage kamen, die von Leopold Biberti, einem ausgezeichneten Sprecher von starkem Temperament, als König Sebastian, und der allerdings weniger schmiegsamen Frau Rosa Klaus vom Stadttheater in Zürich, als Königin, bestritten wurden, vermochte die unter der geschickten Spielleitung von Dr. J. F. Nevinger stehende Aufführung auch die weniger leicht zugänglichen Schönheiten der Dichtung zum Ausdruck zu bringen. Ellen Widmann zeichnete sich

*) Ueber „Heimkehr“ und „Daphne“ von Victor Hardung vgl. „Die Schweiz“ XVIII 1914, 527/30 (Referent Emil Sautter).

in der von ihr mit wehmütigem Leben erfüllten Episode der Flore aus, jenes Mädchens, dessen Seele seit dem Verschwinden Sebastians verwirrt ist und von dem die Königin sagt: „Ich hör sie als die Stimme eines Herzens, das einmal mein eignes war.“ An dem starken

und nachhaltigen Eindruck, den die Auf- führung hinterließ, hat auch die durch Dr. Ulrich Diem geschaffene bildliche Insze- nierung, die mit einfachen Mitteln die Stimmung glücklich zu treffen wußte, ihren nicht geringen Anteil.

H. B.

Der Unbekannten

O, alles füllt mit süßem Klang
Die Stimme, die mich zärtlich führt:
Die Hecken, wo die Veilchen stehn,
Den Weg, der durch die Wiesen spürt,
Die Hügel, die in Duft vergehn,
Die Fernen, blaß im blauen Licht.
Und doch — ich hab dich nie gesehn
Und bin dir nah und seh dich nicht.

Vielleicht, wann meine Seele einst
Vor dunkler Pforte zaudert bang,
Stehst du auf meinem Weg und weinst,
Daß ich dich liebte und verließ,
Daß ich dich suchte und verstieß . . .
Und so schaut dich zum ersten Mal,
Der dich in diesem Schattental
Mit hellen, heißen Namen hieß.

Ich schau dich so und schau dich schön
Und hör der Pforte dumpf Gedröhn
Und bin dir fern und deinem Traum
Und deiner Stimme süß Getön.
Und lauschte dir ein Leben lang
Und suchte dich und sah dich kaum —
Vielleicht, daß meine Seele einst
Dir nah'n darf, wann du einsam weinst.

Victor Hardung, St. Gallen.

Egelsee

Kein Falter regt die Flügel,
Im Walde schweigt die Fee.
Es spiegeln sich die Hügel
Im grünen Egelsee.

Es schwimmen leise Fischlein
Wie Träume durch die Flut,
Wo still am Silbertischlein
Die Egelfungfrau ruht.

Es schwimmen bleiche Rosen
Aus ihrem Haar ans Port.
Sie möchte gerne kosen
Und wartet auf das Wort.

Ich muß ins Seelein blicken,
Ins Wasser tief hinein.
Das Wort will mir nicht glücken,
Das löst das Jungfräulein.

Es steigen Silberperlen
Im Wasser auf und ab.
Es warten still die Erlen
Um meinen Wanderstab.

Mir ist, ich hätt' vor Zeiten
Das Wort gewußt genau.
Es schafft mir Seligkeiten
Mit manch verwunsch'nen Frau.

Bin zulang fort gewesen,
Mein Wanderstab ist schwer.
Das Wort hab' ich vergessen
Und find' es nimmermehr.

Meinrad Lienert, Zürich.